Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Polenfrage vor und im Kriege.

Programmatische Erklärung.

Sechs Punkte, die eine Lösung der Frage ermöglichen sollten.

Die Polenfrage bildete vor dem Kriege eines der größten innerpolitischen Probleme. Sie hat während des Krieges dank der Haltung der preußischen Polen, der eine veränderte Haltung der preußischen Regierung entsprach, aufgehört, ein Problem zu sein. Für die Zukunft kann es ganz besonders wichtig sein, ob das von Dauer sein wird, zumal wenn wir noch mehr Polen in den Reichs- und Staatsverband hinein bekommen sollten. Da ist eine programmatische Erklärung von Wichtigkeit, die der „Katholik", ein in Beuthen in Oberschlesien erscheinendes Polenblatt, vor kurzem abgegeben hat. Sie lautet:

1. Das Verhältnis der Polen zur Regierung in Preußen war vor dem Kriege ein miserables. Die Regierung hat gegen uns Ausnahmegesetze erlassen, denn sie hat uns als Feinde des Reiches betrachtet.

Der Krieg hat bewiesen, daß die Regierung geirrt hat. Die Polen zeigten dieselbe Treue zum Reiche wie die Deutschen.

2. Die Regierung und das deutsche Volk haben dies anerkannt. Die Regierung kündigte durch den Mund der Minister eine Aenderung der Politik den Polen gegenüber an. Die Vertreter aller deutschen Parteien im preußischen Abgeordnetenhause erklärten, daß nach dem Kriege eine Neuorientirung den Polen gegenüber eintreten müsse.

Diese beiden Erklärungen wurden vor dem ganzen Lande und vor der ganzen Welt abgegeben.

3. Wir Polen in Schlesien glauben diesen Worten der Minister und den Worten der Vertreter des deutschen Volkes. Es wäre eine schwere Beleidigung für sie, wenn wir ihren Worten nicht vertrauen würden. Wir betrachten sie gleichsam als das Ausstrecken der Hand zur Verständigung zwischen den Deutschen und uns. Es wäre Unverstand, diese Hand nicht anzunehmen. Sie soll doch unser Schicksal bessern.

4. In dieser Hoffnung meinen wir, daß wir Polen neben der Pflicht, die allen Bürgern des Reiches gemeinsam ist, in Berücksichtigung unserer eigenen Sache alle Ursache haben, den Zentralmächten ausdrücklich und klar den Sieg zu wünschen, und daß wir dem Reiche in diesen für das Reich schwierigen Augenblicken das Wohlwollen der um das Heil des Landes besorgten Bürger zeigen müssen. Der Sieg dieses Reiches soll doch auch uns die Freiheiten bringen, die wir seit so vielen Jahren beanspruchen.

5. Indem wir diese Stellung zur deutschen Regierung einnehmen, meinen wir, daß wir die deutsche Regierung und das deutsche Volk in den uns freundlichen Absichten bestärken. Aber außerdem befestigen wir unsere eigene Position im Reiche, und um so muthiger können wir die Erfüllung der Versprechungen und die Zuerkennung aller Freiheiten fordern, die unserem Volke auf Grund des göttlichen Rechts und des Naturrechts zustehen.

6. Noch mehr. Deutschland hat in diesem Kriege so viel Kraft und Muth gezeigt, daß im Falle eines Sieges seine Stimme in Sachen Polens, das außerhalb der Reichsgrenzen liegt, die wichtigste sein wird.

Indem wir für ein gutes Verhältnis von uns Polen unter deutscher Herrschaft zur deutschen Regierung und zum deutschen Volke sorgen, tragen wir zur Lösung der polnischen Frage in einer den Polen vortheilhaften Weise bestimmend bei.

Indem wir mit Ueberlegung für unsere eigene Sache thätig sind, sind wir mithin zugleich für das Wohl von ganz Polen thätig.

Diese unsere Stellungnahme ist nicht nur unsere Pflicht, die uns infolge der Zugehörigkeit zum Reiche erwächst, sondern überdies eine positive Arbeit für unsere bessere Zukunft; sie ist das Ackern jenes polnischen Bauers, der inmitten von Granaten in die Erde das Fruchtkorn für die Zukunft warf. . . ."

Es muß freilich erwähnt werden, daß ein anderes polnisches Blatt, der „Kurjer Poznanski", eine andere, mehr abwartende Haltung empfiehlt. Der „Katholik" meint demgegenüber, diese Haltung verurtheile die Polen selbst zur Unthätigkeit und also Rechtlosigkeit, sie sei passiv und negativ. Man müsse vielmehr das Seinige dazu thun, daß die Regierung weiter entgegenkomme.

Verbandstag deutscher Brotfabrikanten.

Auf dem 14. Verbandstag des Verbandes Deutscher Brotfabrikanten in Düsseldorf, wurden die seit Kriegsbeginn im Bäckergewerbe von der Reichsregierung getroffenen Maßnahmen eingehend besprochen und anerkannt, daß, wenn das Bäckergewerbe auch nicht alle erlassenen Verordnungen billigen könne, so doch durch den Grundgedanken dieser Verordnungen die Sicherung der Volksernährung bis zur neuen Ernte erreicht worden sei. Allgemein verurtheilt wurde das Gebahren einer verwerflichen Spekulation, die namentlich bei den Mehlpreisen in die Erscheinung getreten sei. Einen breiten Raum nahm in den Verhandlungen unter anderem das Verbot der Nachtarbeit ein; der Verbandstag nahm hierzu einen Antrag an, in welchem er sich gegen die von den Bäckerinnungen auch nach dem Kriege geforderte unbedingte Aufhebung der Nachtarbeit aussprach.

Die Urlauber am Stammtisch.

Ein Berliner Erlebnis.

Daheim ist daheim — aber im Felde ist es schöner.

Ort der Handlung: eine bekannte Pilsener Bierstube in der Friedrichstadt. Zeit: die Stunde des Dämmerschoppens. Hereintreten drei martialische Gestalten. Kriegs- — Man sieht es ihnen an, daß sie von weit herkommen, und daß sie schon mehr als einmal Pulver gerochen haben. Ihre feldgrauen Uniformen sind feldgrün geworden oder haben überhaupt jede Andeutung von Farbe verloren, ihre Gesichter sind schwarzgebrannt und von wildem Bartwuchs umwuchert. Der eine, der mit dem kohlschwarzen Vollbart, sieht aus wie ein leibhaftiger Turko. Alles wird auf die Drei aufmerksam. Schäumende Biergläser strecken sich ihnen entgegen, Zigarren und Zigaretten werden ihnen zugeteilt. Ein kräftiger Schluck — ah, wie wohl das thut, seit Wochen und Monaten nichts wie Theer und faules Wasser! Dann lassen sie sich aufathmend auf schnell bereiten Stühlen nieder, und sofort hat sich ein dichter Kreis um sie gebildet. Erzählen — denn diesen drei Leuten sieht man es an, daß sie Großes erlebt, vieles gesehen und Schweres durchgemacht haben.

Es sind Söhne der rothen Erde, knorrige Westfalen und in Bielefeld daheim. Der eine, der „Turko", ist Schleifer, und er führt das Wort. Aber ob er nur ein einfacher Arbeiter ist, so kann er sich doch merkwürdig anschaulich ausdrücken, ganz plastisch. Und in dem, was er sagt, lebt eine so ursprüngliche, ungekünstelte Begeisterung, ein heiliges Feuer, daß es die Zuhörer fast erbeben macht. Aus Südpolen kommen die Drei, und volle neun Monate sind sie ununterbrochen draußen gewesen. Jetzt haben sie einen wohlverdienten Urlaub, drei Wochen, um mal wieder Frau und Kinder sehen zu können. Von Radom aus konnten sie mit der Bahn fahren. Ein kurzer Aufenthalt im „Lauseleum" zu Czenstochau, und dann in einem Rutsch von Kattowitz nach Berlin. Noch dröhnt in ihren Ohren der Donner der österreichischen Motorbatterien vor Iwangorod, und jetzt umdrängt sie der Lärm der Weltstadt. Zum erstenmal in ihrem Leben sind sie in Berlin, und viel können sie auf ihrem kurzen Marsche durch die Straßen der Friedrichstadt, über die Linden weg nicht gesehen haben. „Berlin ist schön," sagt der Schleifer, „aber draußen im Felde ist's noch viel schöner!" Das ist keine gemachte Heldenpose, beileibe nicht! Denn unser Bielefelder Schleifer ist das reinste Naturkind. Aber mit Leib und Seele ist er Soldat, und er empfindet es als ein Glück, an dem gewaltigen Ringen dieses Weltkrieges thätigen Antheil zu nehmen. Ja, als ein Glück! Sein Vater hat die drei Feldzüge von 64, 66 und 70 mitgemacht, und sein Junge soll auch wieder Soldat werden. Er selbst freut sich wohl herzlich auf die Ruhelage daheim bei Muttern. Aber dann will er wieder hinaus und dabei sein bis an's siegreiche Ende! Und das, obgleich er kein Jüngling mehr ist und ihm das Haar an den Schläfen ergraut.

Nach dem und jenem werden die drei Mannen gefragt, und gern kramen sie ihre Erlebnisse aus. Erzählen von den Härten des Winterfeldzuges in dem unwirthlichen Lande, von dem Schmutz und den menschenunwürdigen Lebensgewohnheiten der Polen, alles Dinge, die man schon hundertfach gehört und gelesen, die aber hier, im Munde dieser schlichten Leute, merkwürdig ausgeprägte Gestalt annehmen. Einer holt eine Karte hervor, die er sich selbst gekauft — man muß doch wissen, wo man steckt und wohin man marschirt! Es ist eine große Generalstabskarte von Polen; ganz schwarz ist sie geworden, denn man konnte sich manchmal acht Tage lang nicht mal die Hände waschen, und an den Rändern ist sie zerrissen und umgebogen. Aber der westfälische Arbeitsmann ist doch trefflich auf ihr zu Hause, und er zeigt, wie man vorwärtsgedrungen und wo die Regimenter der Bredow'schen Division, der „Sturmdivision", der sie angehören, jetzt stehen.

Und fragt man nach Hindenburg, so heißt es: „Der ist ein rechter Soldatenvater! Um alles kümmert er sich, und der einfache Krieger ist ihm so viel wie der hohe Offizier!" Ueberhaupt, da draußen, angesichts des Feindes, den es niederzuringen gilt, verwischen sich alle Standes-, alle Rangunterschiede: ein Heer — ein Volk! Und auch ein fester Wille: den Krieg ohne jede unnöthige Grausamkeit zu führen. „Mit Absicht habe ich noch keinen Russen todtgeschossen," sagt der Schleifer, „ich will sie nur kampfunfähig machen, wenn es geht, ohne zu tödten!" Requisitionen ohne Bezahlen giebt es nicht. Und die polnische Bevölkerung steht sich nicht schlecht dabei; für ein Ei bezahlte man in jedem Dorado der Hühner stets 10 Pfennig, obwohl die Bauern in Friedenszeiten kaum mehr als 1 bis 2 Pfennig dafür erhalten. Und so auch mit anderen Lebensmitteln. Wir wollen keine Barbaren sein, sagen die biederen Westfälinger. Dann berichten sie, wie im Feldheere zu einem Fonds für blinde Soldaten gesammelt wurde, und wie an freiwilligen Beiträgen schon Millionen beisammen seien. Auch manch' andere rührende oder belustigende Vorkommnisse werden erzählt. Dem Schleifer werden die Augen naß, als er sich erinnert, wie er einstmals im Schützengraben eingeschlafen war, indessen die Russen kräftig herüberfunkten, und wie er, da der Feldwebel ihn weckte, mitten aus süßen Träumen emporfuhr. „Ich hab von der Bielefelder Mutter geträumt," hat er hernach gesagt. Und dann kam die rauhe Wirklichkeit mit Piff — Paff und Blutenden Wunden zur Rechten und zur Linken. Die Tapferen mußten ein Stück zurück. Aber drei Schwerverwundete, die wir beim Graben lagen, ließen sie doch nicht in die Hände der Russen fallen. Sachtern hat Gewehr zwischen die Rähne genommen, trochen sie auf allen Vieren vor und dann über mit einem wunden Kameraden wieder zurück bis in die Aufnahmestellung, wobei freilich die Uniform in Fetzen ging.

Spät ist es über all dem Erzählen geworden, und der Zug nach Bielefeld wartet nicht. Die Augen der Krieger leuchten bei dem Gedanken, daß es nun der Heimath zugeht. Lebe wohl, Berlin, sagen sie, auf gesundes Wiedersehen, wenn der Friede erkämpft ist! Und wir werden ihn siegreich erkämpfen — — das ist das stille Gelöbnis, das, einer heiligen Flamme gleich, in den Herzen dieser Männer aus dem Volke lebendig ist . . .

Der kaltblütige Leutnant.

Vorbereitung eines Sturmangriffs durch die feindliche schwere Artillerie. Das Feuer ist schlechthin zum Wahnsinnigwerden oder zum Davonlaufen. Aber man bleibt natürlich; es ist ja kein Befehl da, daß die Gräben nicht verlassen werden dürfen. Im Unterstand hocken eng aneinander gedrängt der Major, der Stabsarzt, der „fein" Bataillon nicht verlassen will, und zwei Kompagnieführer, der eine davon ein ganz junger Dachs, der erst vor fünf Wochen Offizier geworden ist, — voller Erwartung. Die Stimmung ist gemäßigt, begreiflicherweise. Nur der kleine Leutnant verspeist eifrig Kirschen, die ihm der Bursche in aller He... ist frühe irgend woher von rückwärts gebracht hat. Mit einem Male schlägt es ein, ganz nahebei. Ein Feuerblitz, gleich darauf dröhnt es unmenschlich, Holz splittert, auch im Unterstand wanken die Balken, Erde rieselt aus den Fugen hervor, die Luft wird gleichsam körperlich und läßt sich kaum mehr athmen, die Herzen setzen aus — da, nach einer Weile, sagt das Leutnantchen: „Jetzt hab' ich doch, weiß Gott, 'nen Kern verschluckt. Herr Stabsarzt, kann das 'ne Blinddarmentzündung geben?"

* * *

Tiroler Kaiserjäger in Schönbrunn.

Im Schloßhofe Schönbrunn empfing der österreichische Kaiser ein kürzlich von dem nördlichen nach dem italienischen Kriegsschauplatze durchziehendes Regiment der Tiroler Kaiserjäger. Trotz des strömenden Regens schritt der Kaiser mehrmals die Front der Truppe ab, deren Ausrüstung und Waffen noch die Spuren der schweren Kämpfe gegen die Russen zeigten. Er sprach mit den Mannschaften und befahl dann das Offizierkorps zu sich, dem er sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren Heldenmuth, für Ihre Treue und für Ihre opferwillige Tapferkeit und spreche Ihnen meine vollste Zufriedenheit und Bewunderung aus. Meine innigsten Segenswünsche begleiten Sie auf Ihrem neuen Weg." Nach der Parade marschirte das Regiment zum Penzinger Bahnhof, wo der Andreas Hofer-Verein die Landsleute empfing und bewirthete, bis der Zug nach Tirol abging.

* * *

Im goldenen Mainz.

Die Stadt Mainz eröffnete am 1. August einen großen Laden, in dem Obst und Gemüse verkauft werden. Der Andrang war zeitweise so stark, daß die Thüren gesperrt werden mußten. Die Preise sind wesentlich billiger als auf dem Markt und den sonstigen Verkaufsstellen. Neue Kartoffeln kosteten das Pfund 9 Pfg., Buschbohnen 12 Pfg., feines Tafelobst 25 Pfg., Birnen 16 Pfg., Pflaumen 16 Pfg.; in den Läden wurde dafür bisher 25 und 30 Pfennige gefordert.

* * *

Bootsunglück auf dem Bodensee.

Auf dem Ueberlinger See ereignete sich ein schweres Bootsunglück. Drei Verwundete aus dem Krankenhaus und ein Fräulein fuhren Nachmittags auf einem Boot auf den See hinaus. Bei einem Sturm kippte das Boot u. Zwei Soldaten und das Mädchen ertranken, ein Soldat ist gerettet. Die zwei ertrunkenen Soldaten heißen Eisele und Litz. Letzterer ist Vater von drei Kindern. Der gerettete Soldat heißt Krause.

* * *

Einkleidung der belgischen Soldaten.

Wie der „Manchester Guardian" berichtet, werden augenblicklich die belgischen Soldaten in England eingekleidet. Ihre neuen Uniformen gleichen derartig den englischen, daß die Belgier kaum mehr von englischen Soldaten zu unterscheiden sind. Das Blatt nennt useo deaffiln, ha Bt Das Blatt nennt es auffallend, daß die meisten Belgier kaum Französisch verstehen. Es ist aber schon früher mitgetheilt worden, daß etwa 70 Prozent der jetzt an der Yser kämpfenden Belgier aus Vlamen bestehen.

* * *

Hinterlistiger Angriff auf „U"-Boot.

Wie der „Tag" von zuständiger Stelle erfährt, hat ein deutsches Unterseeboot am 20. Juli, 11 Uhr Vormittags, etwa 180 Seemeilen östlich von Firth of Forth einen etwa 180 Tonnen großen Dampfer angehalten, der die dänische Flagge führte. Der Dampfer eröffnete plötzlich aus zwei Geschützen Feuer auf das Unterseeboot, holte nach der ersten Salve die dänische Flagge nieder, feuerte ohne Flagge weiter und setzte erst nach der fünften oder sechsten Salve die englische Kriegsflagge. Es ist einem Glücksfall zuzuschreiben, daß das Unterseeboot diesem hinterlistigen Angriff nicht zum Opfer gefallen ist.

Wieviel Munition verpulvert wird.

Eine französische Berechnung.

An einem Tage soviel Granaten wie während des ganzen deutsch-französischen Feldzugs.

Der „Matin" veröffentlicht eine interessante Gegenüberstellung der in früheren und im gegenwärtigen Kriege verbrauchten Munitionsmengen. Er schreibt:

„Während nach 1870—71 die deutsche Artillerie, die damals der französischen bei weitem überlegen war, im Verlauf einer Schlacht nie mehr als 200 Schüsse aus einer Kanone abfeuerte, stieg schon im Russisch-Japanischen Kriege der durchschnittliche Verbrauch auf mehr als das Doppelte. In der Schlacht bei Tuschitschau wurden aus einer einzigen russischen Batterie sogar 6[illegible] Schüsse abgegeben. Während des ganzen Feldzuges 1870—71 verschoß die deutsche Artillerie ungefähr 817,000 Granaten, nämlich 479,000 auf französische Festungen und 338,000 auf dem flachen Lande. Der zehnte Theil der letztgenannten Zahl entfällt allein auf die Schlacht bei St. Privat, bei der die größte Anzahl Granaten während des ganzen Krieges verschossen wurde. Im Russisch-Japanischen Kriege, der wohl länger dauerte, an dem sich indessen bedeutend geringere Streitkräfte betheiligten und lange Ruhepausen auf die Schlachten folgten, wurden nur 954,000 Granatschüsse abgegeben. Für den gegenwärtigen Krieg kann man freilich noch keine genauen Aufstellungen machen. Doch läßt sich aus einigen offiziell bestätigten Thatsachen bereits ermessen, daß der Munitionsverbrauch diesmal jede Berechnung weit hinter sich läßt. Es ist z. B. vorgekommen, daß an einem einzigen Tage von einem der Kriegführenden allein 100,000 Granaten auf eine Front von nur 8 Km. gerichtet wurden. Danach kann man rechnen, daß auf 1 Meter Front im jetzigen Kriege durchschnittlich sechsmal soviel Granaten kommen als in den heißesten Tagen von 1870—71. Man weiß aus den russischen Communiqués, daß die Deutschen bei ihrem Vordringen in Galizien 700,000 Granaten verschwendeten, die auf tausend Eisenbahnwagen herbeigeführt waren. Nach einem französischen Communiqué vom 17. Juli verschoß unsere Artillerie nördlich von Arras innerhalb von 24 Stunden 300,000 Granaten, mithin beinahe ebensoviel wie die deutsche Feldartillerie während des ganzen Krieges 1870—71. Das Gewicht dieser 300,000 Granaten kann auf 4 Millionen 500,000 Kg geschätzt werden, d. h. daß ihr Transport mehr als 300 große Güterwagen, also wenigstens sechs reichlich lange Eisenbahnzüge erforderte. Zum Heranschaffen an die Front brauchte man hierzu 4000 Wagen mit je sechs Pferden. Die Kosten eines solchen Transportes können hiernach auf etwa neun Millionen 375,000 Franken geschätzt werden."

Auszeichnung einer Zeppelinbesatzung.

Der gesammten Besatzung des Luftschiffes „Z. 35", das am 27. Oktober v. J. als erstes deutsches Luftschiff Paris überflog und bombardirte, ist das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden. Die Besatzung bestand aus dem in Luftschifferkreisen sehr bekannten Hauptmann Masius, Oberleutnant Stegmann, Leutnant Pallandt, Ingenieur Schulze, Offiziersstellvertreter Haus, Obersteuermann Peche, Funker Unteroffizier Baldes, Obermaschinist Hachtel, Steuermann Gottinger, Maschinist Bösche, Maschinist Schneidersmann und den Hilfsmaschinisten Mallach und Mahloh. — Der Zeppelin erschien an dem genannten Tage plötzlich über Paris und warf sechs Bomben ab, von denen nach ausländischen Berichten drei größeren Sachschaden anrichteten, acht Personen tödteten und eine größere Anzahl verletzten.

* * *

Italiener an den Papst.

Aus der italienischen Kolonie in Pforzheim, Baden, wurde eine Bittschrift an den Papst abgesandt. In dieser bitten 24 Italiener, Kaufleute, Fabrikanten, Bauunternehmer und Arbeiter, den Papst um ein Wort, „damit die Grausamkeiten, Belästigungen und gehässigen Handlungen gegen die Deutschen aufhören, die, wie sie selbst, noch unter den Völkern leben, die im Kriege gegen ihr Vaterland stehen". Sie, die Bittenden, erfüllten damit nur ein Gebot der Dankespflicht gegen das Volk, das ihnen großherzige Gastfreundschaft gewähre, so daß sie ungestört der gleichen brüderlichen Behandlung wie vor dem Krieg sich erfreuten.

* * *

Die Trunksucht der englischen Frauen.

In einer Zuschrift an die „Times" fordert ein in London bekannter Geistlicher strengere Maßregeln gegen das übermäßige Trinken, besonders der Frauen. Er beschreibt die Auftritte, die man jeden Sonnabend in einer bestimmten großen Verkehrsstraße Londons beobachten könne; nach Schluß der Schanktätten kreisten dort Krüge und Schnapsflaschen auf offener Straße, die Bürgersteige seien von Menschen besetzt, die bis ein oder zwei Uhr Morgens tränken, raften, brüllten und sich unanständig aufführten, darunter Leute in des Königs Rock und junge Burschen. Der Einsender fügt hinzu, im Felde stehende Soldaten beabsichtigten eine Petition um Schutz ihrer Frauen und Kinder vor der sie bedrohenden Verwahrlosung.

Ein Prediger in der Wüste.

Die Wahrheit in England.

Die Zahl derer, die in England gegen den Strom schwimmen, ist sehr gering.

Im „Labour-Leader" hat E. D. Morel, der Verfasser von "Morocco in Diplomacy" und „Ten Years of Secret Diplomacy" eine Reihe von Artikeln über den Krieg veröffentlicht. Man weiß aus Morels Thätigkeit vor dem Kriege, daß er einer der wenigen englischen Politiker war, die Grey gefährliche Politik durchschauten, ihre Heimlichkeit, durch die Volk und Parlament betrogen wurden, bekämpften, die üble Verquickung von Geldinteressen und Politik, die besonders in der französischen Presse den Marokkohandel vergiftet hatte, furchtlos an den Pranger stellten und einer ehrlichen Verständigung mit Deutschland alle der einzig vernünftigen Politik Englands das Wort redeten. Dieser Rolle ist er — ein Prediger in der Wüste — auch jetzt treu geblieben. Er hat sich durch das Geschrei der Jingoes, die ihn als Verräther und „Prodeutschen" verdächtigen und ihn besonders auch in Arbeiterkreisen herabzusetzen suchen, nicht irre machen lassen. Mit der gleichen Unerschrockenheit wie früher tritt er den zur Täuschung des Volkes und zur Deckung einer gewissenlosen Regierungspolitik erfundenen Anklagen gegen Deutschland als den angeblichen Friedensstörer entgegen. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" faßt die Schlüsse, zu denen Morel kommt, in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen:

1. Es war allgemein bekannt, daß, sofern die Rivalität zwischen Rußland und Oesterreich auf dem Balkan zu einem Krieg führen sollte, a) Frankreich sich gegen Deutschland Rußland anschließen würde, b) Deutschland alsdann gezwungen wäre, nach zwei Fronten zu fechten, c) Deutschland alsdann sogleich Frankreich angreifen, d) Deutschland dazu wahrscheinlich das belgische Gebiet benutzen würde.

Daraus erfolgt, daß Deutschlands Angriff auf Frankreich nicht unnöthig und unehrlich war und an sich selbst durchaus kein Beweis für den Wunsch, Europa zu unterwerfen. Es war der unvermeidliche Anfang eines allgemeinen europäischen Krieges, geführt nach dem System von Allianzen und Gruppirungen, das Europa in zwei bewaffnete Lager theilte. Das wurde Jahre zuvor unvermeidlich genannt. Die Besetzung Belgiens durch Deutschland, moralisch nicht zu vertheidigen, war von vornherein so gut wie sicher.

2. Der Militarismus ist kein ausschließlich deutsches Produkt. Mit Ausnahme des Kleinkriegs, den es in Südwestafrika zur Niederwerfung eines Aufstandes geführt hat, hat Deutschland bei allem seinem Militarismus 43 Jahre lang sein Schwert in der Scheide gehalten, während alle seine gegenwärtigen Feinde in der Zwischenzeit Krieg geführt und damit ausgedehnte überseeische Besitzungen erworben haben oder zu erwerben suchten. Deutschland rüstete sich zu dem Kriege und brachte seine Rüstung auf den höchsten Grad der Tüchtigkeit, wie sie auch die industriellen und wissenschaftlichen Zweige seiner nationalen Organisation charakterisirt.

Wenn aber Kriegsvorbereitungen ein Zeichen dafür sind, daß man einen Krieg wünscht und plant, so gilt das von Deutschland nicht mehr als von seinem feindlichen Nachbarn. Denn in den zehn Jahren vor dem Kriege haben diese viel mehr darauf verwandt als Deutschland. Rußland und Frankreich zusammen haben in dieser Zeit auf ihr Heer 159,798,931 Pfund mehr verwandt als Deutschland und Oesterreich zusammen und ihre Heere waren viel stärker als die von Deutschland und Oesterreich. In derselben Zeit haben Rußland und Frankreich zusammen grade 70 Millionen Pfund mehr für ihre Flotte ausgegeben als Deutschland und Oesterreich zusammen. Und wenn man annimmt, was auch schwer zu leugnen ist, daß Deutschland mit der Möglichkeit gerechnet hat, die englische Flotte in einem europäischen Kriege gegen sich zu haben, kann haben die drei Staaten in dieser Zeit für ihre Seemacht fast 462 Millionen Pfund Sterling mehr ausgegeben als die zwei Zentralmächte. Heer und Flotte zusammengenommen haben Rußland und Frankreich von 1905 bis 1914 ungefähr 230 Millionen Pfund mehr für Kriegsrüstung ausgegeben als Deutschland und Oesterreich zusammen, und wenn man die englische Flotte dazu rechnet, die drei Staaten grade 621,780,000 Pfund mehr als Deutschland und Oesterreich.

Der Schluß ist, daß man Deutschlands Rüstungen nicht als einen Beweis nehmen kann, daß es den Plan hatte, Europa sich zu unterwerfen. Man nimmt sich das nicht vor, wenn die zu unterwerfenden Völker das eigene Volk an der Zahl ungeheuer übertreffen und diese Völker Hunderte von Millionen Pfund Sterling mehr für Kriegsrüstungen ausgeben. Deutschland behauptet, die Kriegsrüstungen seiner wirklichen Feinde zielten hin auf die Unterwerfung Deutschlands. Die Zahlen zum wenigsten könnten dafür sprechen. Die Wahrheit ist, daß jede Gruppe Angst vor der andern hatte.

Sir Edward Grey hat einmal gesagt, daß die gewaltigen Waffenrüstungen nach der Meinung mancher zum Krieg führen würden, weil sie auf die Dauer unerträglich seien, daß er es aber für viel wahrscheinlicher halte, daß sie zu einer Umwälzung in den Staaten führten, weil die Menschen die Lasten nicht mehr aufbringen wollten. Die großen Nationen würden immer mehr die Sklaven ihrer Armee und ihrer Flotte, fügte Grey hinzu. Seine Voraussage ist nicht eingetroffen. Die andern haben Recht behalten, aber jetzt geht es nicht an, daß Deutschland die Schuld zu geben.

3. Deutschlands Furcht (vor dem Kriege) war echt und natürlich, wie longe vor dem Ausbruch des Krieges englische und französische Staatsmänner und Militärschriftsteller anerkannten. Die Furcht nahm zu in dem Maße, in dem Deutschlands militärische Kraft im Verhältnis zu der seiner Nachbarn abnahm. Wäre es Deutschlands Wunsch gewesen, Europa zu unterwerfen, dann hätte es Frankreich und Rußland angegriffen, als bei verschiedenen Gelegenheiten in den letzten zwanzig Jahren sein Uebergewicht in der Bewaffnung die Sicherheit eines schnellen Erfolges garantirte. Wäre es das deutsche Endziel gewesen, das britische Reich zu erobern, dann hätte es während des Burenkrieges begann Frankreich abthun können oder sich mit Frankreich und Rußland gegen England verbinden, und man hat guten Grund anzunehmen, daß man es damals dazu angespornt hat.

Der Schluß ist, daß die Beschuldigung, es wäre Deutschland allein für diesen Krieg jetzt verantwortlich und habe die Welt in Kampf gebracht, um seine abscheuliche Ruhmsucht zu befriedigen, der folgenden Generationen lächerlich klingen wird. Der Krieg ist im Grunde die Folge der gegenseitigen Furcht, die bei den regierenden Klassen in beiden Gruppen bestand, eine Furcht, die herkam aus der verkehrten Philosophie, die der europäischen Staatsleitung zugrunde liegt. Daß diese Furcht zu ihrer nothwendigen Wirkung hat reifen können, ist die Folge davon, daß die Regierungen einmal außerhalb der Aufsicht der Demokratie gestanden und ihre geheimen Rivalitäten und Ränke hinter dem Rücken der Völker getrieben haben, indem sie die Wahrheit vor den Parlamenten verborgen hielten und ihr dunkles und unbegriffenes Streben mit einem Netzwerk von geheimen Manövern umgaben. Die Völker sind nicht in der Lage gewesen, sich zu retten, weil ihnen die Vereinigung, die Organisirung und die gute Zusammenarbeit mangelte.

Wie soll es nun weitergehen? Müssen die Ursachen, die diesen Krieg bewirkt haben, bestehen bleiben? Wenn ja, dann müssen die Völker sich nur umschauen nach denen, die sie in diesen Krieg geführt haben. Die Engländer und Franzosen müssen sich nach denen umschauen, die sagen, Deutschland müsse zerschmettert werden, die Deutschen nach denen, die das von England sagen. Diejenigen, die das verkünden, in sicherem Abstand von den Abscheulichkeiten, zu denen sie Veranlassung gegeben haben, müssen weiter Patrioten heißen, und diejenigen, die nicht damit einverstanden sind, Verräther. Aber die Völker müssen dann wohl wissen, daß die Kinder von heute in dem Schrecken eines neuen Krieges den Preis dafür bezahlen werden. Besser als nach einer Politik des Zerschmetterns auszuschauen, ist es, Prodeutscher und Verräther gescholten zu werden.

Man darf freilich die politische Wirkung solcher Darlegungen nicht überschätzen. Die Zahl derer, die wie E. D. Morel, C. H. Norman u. a. den Muth haben, gegen den Strom zu schwimmen und sich nicht den Verstand mit deutschhetzerischen Phrasen benebeln lassen, ist sehr gering. Ihr politischer Einfluß ist gegenwärtig sehr klein. Aber vielleicht wird einmal der Tag kommen, wo auch im englischen Volke die Einsicht einkehrt, daß es von Männern, die seine Geschicke zu leiten hatten, in furchtbarer Weise irregeführt und mißbraucht worden ist. Die deutschen Waffen werden hoffentlich das Herankommen dieser Erkenntnis beschleunigen.

Rede des Königs bei der Vereidigung.

Im Hofe der Prinz-Arnulf-Kaserne erfolgte in Gegenwart des Königs von Bayern die Vereidigung einer großen Zahl von Mannschaften verschiedener Waffengattungen des Standortes München. Der König richtete hierbei folgende Ansprache an die Truppen: „Ihr habt eben den Fahneneid geleistet, seid dadurch Soldaten geworden. Was das heißt, ist euch schon längst gelehrt worden. Eure Aufgabe ist es nunmehr, zu beweisen, daß ihr diesen Lehren folgt. Der Vorbereitung, der ihr jetzt untersteht, gilt es, auch fähig zu machen, gleiches zu leisten wie eure Kameraden, die als brave, tapfere Soldaten vor dem Feinde stehen. Ein Jahr dauert der Krieg, den das deutsche Reich und mit ihm Oesterreich-Ungarn und die Türkei gegen nahezu die ganze Welt führt. Wenn man glauben sollte, unsere Kraft sei erschöpft, so irrt man sich, im Gegentheil, es kommen immer neue Kräfte vor den Feind, und diejenigen, die vor dem Feinde stehen, sind in keiner Weise entmuthigt; sie brennen darauf, nicht in der Vertheidigung zu bleiben, sondern wieder vorwärts zu kommen. Diejenigen aber, die ich vor kurzem gesehen habe, und die das Glück hatten, im Osten einen siegreichen Feldzug zu führen, hoffen, den bisherigen Siegen noch viele andere anreihen zu können. Folgt dem Beispiele eurer vor dem Feinde stehenden Kameraden: Flechtet neue Kränze um die alten, die eure Fahnen schmücken. Mir als König von Bayern ist es stets eine besondere Freude, die Tapferkeit der bayerischen Truppen loben zu hören. Während meines Aufenthaltes in Galizien habe ich mich überzeugt, daß nicht nur bei den deutschen Truppen, sondern auch innerhalb unserer Verbündeten und der Gebietstheile, die wir mitbefreit haben, der Name Bayern einen besonders guten Klang hat. Möge es immer so bleiben. Thut immer das Eure, um diesen guten Ruf zu erhalten! Damit Gott befohlen!"

Die Verdienste Millerand's.

Nach eigener Angabe.

Der Herr Kriegsminister ist äußerst zufrieden mit sich.

Genf, 20. Juli. Man erinnert sich noch lebhaft der Sturmszenen im französischen Parlament, als einige Abgeordnete, die — gelinde ausgedrückt — Unregelmäßigkeiten und Nachlässigkeiten in verschiedenen Zweigen des Kriegsministeriums zur Sprache brachten, die der Kriegsminister Millerand selbst in jener bemerkenswerthen Sonntagssitzung dann zugestand. Wie Rußland und England, hatte auch der Dritte im Bunde, Frankreich, seine Munitionskrisis. Vier Unterstaatssekretäre auf einmal mußte sich Herr Millerand gefallen lassen. Das war die erste Folge der Krisis. Die wirksame Ausführung der parlamentarischen Kontrolle, über die nolens volens noch kurz vor der Kundgebung des kommenden 4. August die Delegirten der verschiedenen Gruppen sich vorgestern geeinigt haben, kann wohl als weitere Folge der erwähnten Mißwirthschaft angesehen werden. Damit nun die Bevölkerung Vertrauen bekomme, daß jetzt wirklich alles in schöner Ordnung ist, hat der „Excelsior" Herrn Millerand über seine elfmonatige Thätigkeit ausgefragt. Er befragte ihn über alles, was im Kriegsministerium gethan worden auf dem weiten Gebiet der nationalen Vertheidigung, und wir erfahren, daß Herr Millerand mit sich äußerst zufrieden und sehr zuversichtlich ist. Ueber die einzelnen Punkte sagte er folgendes: Munition: Die 75er-Kanonen, die vor der Marneschlacht daran noch großen Mangel hatten, sind jetzt reichlich damit versehen. Ihre tägliche Ladung ist von eins auf zehn gestiegen. Schwere Artillerie: Mit dieser Frage hat man sich in den zwölf Monaten unausgesetzt beschäftigt, und auch die Zahl der schweren Kanonen vermehrte sich von Monat zu Monat. Millerand versichert, daß die Zahl der in Dienst gestellten Geschütze sich seit 1. August 1914 verzehnfacht hat, und immer weiter steigert man deren Fabrikation. Denn die Devise Millerands ist: „Jamais assez!" Gewehre und Maschinengewehre: Auch hier proportionelle Vermehrung von 1 zu 13 und 1 zu 15, wobei eingestanden wird, daß ihre Fabrikation allenthalben auf Schwierigkeiten stieß wegen des Mangels an den nöthigen Maschinen und Arbeitskräften. Flugzeuge und Motoren: Zehnfach mehr. Desgleichen werden jetzt zehnmal mehr Apparate gebaut und die Zahl der Flugzeugführer hat sich verdreifacht. Handgranaten, Pulver, Sprengstoffe: Noch vor zwei Monaten wurde nicht der zehnte Theil von dem verfertigt, was nach Herrn Millerand heute an Handgranaten fabrizirt wird. Die Pulverfabrikation ist fast dreimal größer als sie am 1. Januar 1915 war. In Sprengstoffen, deren Fabrikation zu Anfang des Krieges fast nicht existirte, wurde ein bewundernswerther Fortschritt erreicht. Wie Bérenger vor der Senatskommission für Heereswesen bekannt gab, stieg das Produktionsverhältnis von 1 auf 12. Daß endlich auch im Sanitätswesen jetzt alles klappt, genügend Sanitätszüge, Automobile, Verbandmaterial, Medikamente u. s. w. vorhanden sind, versteht sich von selbst. (Die Erklärungen des Herrn Millerand werden ihn schwerlich vor weiterer scharfer Kritik in den parlamentarischen Körperschaften bewahren können. Die Bewegung für Verschärfung der Parlamentskontrolle stützt s